



## Robert Meindl.

Ein Lebensbild.

Liebe Kinder, auch diesmal, wie seit einer Reihe von Jahren, tritt der Jugendkalender vor euch. Gewiß, ihr habt euch auf ihn gefreut, wie auf einen alten, lieben Freund, der alljährlich zur heiligen Weihnachtszeit mit köstlichen Gaben zu euch kam, und schöne Bilder, Märchen und Lieder brachte.

Auch diesmal tritt er also vor euch. Aber sein Gesicht ist ernst — er hat euch eine traurige, recht traurige Nachricht zu bringen: der, welcher ihn für euch zum frischen Kranze wand, und in Gedanken bei euch stand, wenn ihr ihn mit Frohlocken unter dem hellen Christbaume sandet; — der ist von uns gegangen. Bald nachdem er sich das letztemal mit euch gefreut, und da schon bedacht war, welche neue schöne Gaben er euch in diesem Jahre bringen wollte, — da hat ihn selbst das liebe Christkind zu sich gerufen an den großen Weihnachtsbaum der mit tausend und abertausend Lichtern durch alle Himmel flammt. Dort werdet ihr einst ihn sehen als lichten Engel zur Rechten Gottes; denn von ihm hat es geheißten: wer da ist wie diese Kleinen, wird eingehen in das Reich der Herrlichkeit.

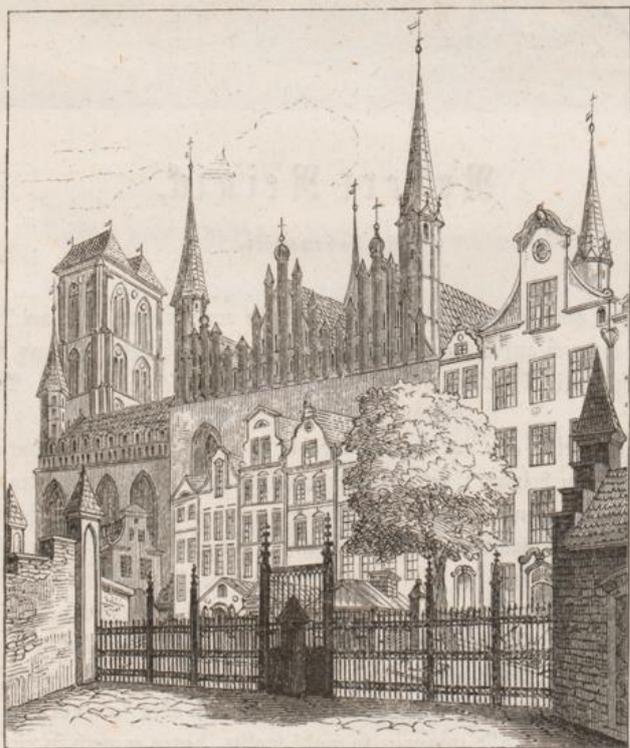
Jetzt aber trauern wir noch, nicht um ihn, dem dort oben so wohl ist, sondern um uns, die wir ihn verloren, um euch alle, denen er so wohl wollte, denen er noch so viel schöne Gaben zu-

gedacht hatte. Die letzten, die er schon zurechtgelegt, sollt ihr noch bekommen in diesem Jahre, und vielleicht findet sich ein guter Mann, der das, was er unvollendet lassen mußte, möglichst in seinem Geiste und mit seiner Liebe fortzusetzen sucht.

Aber gewiß, es wird euch lieb und tröstlich sein, noch einmal von ihm zu hören, wer er war, und wo und wie er gelebt hat, da er seither über allem Schönen, das er euch brachte, in seiner Bescheidenheit nicht daran gedacht, auch von sich selbst zu erzählen.

So seht euch denn oben sein Bild an und dann hört mir aufmerksam und stille zu.

Robert Reinick war am 22. Februar 1805 geboren in der alten großen Stadt Danzig, die weit im Norden unseres deutschen Vaterlandes an der Mündung des Weichselstromes in die Ostsee liegt. Das ist eine Stadt, die, obgleich noch immer blühend, doch in alten Zeiten noch weit mächtiger, und deren Ruhm über ganz Europa verbreitet war, während ein reger großartiger Handel ihr die Schätze ferner Länder zutrug. Von dieser alten Pracht und Größe zeugen noch zahlreiche Denkmäler. Schon von weitem nimmt sie sich gar stattlich aus mit ihren vielen hohen und schönen Thürmen und den Masten der Schiffe, die fortwährend in ihrem Hasen liegen. Und tritt man hinein, da findet man zwar zum Theil nach alter Art enge und winklige Straßen, aber hohe, feste Häuser mit spitzen wunderbar verzierten Giebeln und viele Kirchen mit herrlichen alten Bildern und mächtige öffentliche Gebäude, wie das Rathhaus und die alte Börse, genannt der Artushof. Letzterem gerade gegenüber in einem dieser schönen alten Häuser war unser Robert geboren. Wir haben das Haus und seine Umgebung abzeichnen lassen: da seht das dort zur Rechten mit dem Bäumchen davor, unter dem Robert als Knabe spielte, und das jetzt schon ein tüchtiger Baum geworden.



Aber als Robert noch ein kleiner Junge war, traf ihn schon mancherlei Unglück, und er erlebte, was mancher unter uns sein ganzes Leben nicht. Es kam die Zeit des großen Krieges, den die verbündeten Deutschen und Russen gegen Napoleon führten. Robert war acht Jahre alt. Danzig, müßt ihr wissen, ist eine der stärksten Festungen. Die hatten die Franzosen vor ihrem Rückzuge mit einer bedeutenden Heeresabtheilung besetzt, welche einer ihrer tapfersten Generale, Rapp, befehligte. Die Verbündeten griffen die Stadt an, und es entstand eine der hartnäckigsten Belagerungen, da Rapp sich wie ein Held wehrte. Nicht blos viele Soldaten verloren von beiden Seiten das Leben, sondern manche Bürger wurden von den unablässig in die Stadt geworfenen Bomben auf den Straßen getroffen oder unter ihren zusammenstürzenden Häusern begraben. Die geängstigten Bewohner flüchteten sich in die Keller: so mußte auch unseres Roberts Familie mehrere Monate in einem Keller zubringen. Dabei wurden die Lebensmittel immer theurer und seltener und selbst die Wohlhabenden wußten oft nicht, wie sie ihren Hunger stillen sollten. Kaum war es endlich Friede, so starb seine gute Mutter. Da mußten seine ältern Schwestern ihn pflügen und Mutterstelle an ihm vertreten, obgleich sie selbst noch sehr jung waren. Aber kurze Zeit darauf starb auch sein Vater und nun war er ganz verwais't. Ein braver Mann, ein Prediger, dem man ihn und seinen jüngsten Bruder anvertraute, sorgte väterlich für ihn. In seiner Familie blieb er, wie ein Kind im Hause, so lange er das Gymnasium besuchte. Einen Theil des Sommers und die glücklichsten Tage seiner Jugend pflügte er in einer heiteren Gegend, dem sogenannten Danziger Werder, auf einer ländlichen Pfarre bei seiner Großmutter und seinem Oheim zuzubringen, wo sich auch seine stets zarte Gesundheit stärkte.

Unseres Meinicks Voreltern waren seit langer Zeit von Vater auf Sohn ansehnliche Bürger und Kaufleute ihrer Stadt gewesen, und hielten auf ihren erblichen Ruf der Ehrenhaftigkeit und des Biederfinns. Das mußte auch auf den Knaben einen tiefen Eindruck machen, und ihn von früh auf in dem festen Vorsatze bestärken, auch ein braver Mann zu werden. Besonders aber war es eine Tugend, die fest in seinem Wesen begründet war, die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit: nie war er einer Lüge, nie einer Heuchelei, nie eines falschen Scheines fähig: wie er war, so gab er sich, und Gottlob, er brauchte sich nicht zu scheuen, sich so zu geben. Dieser Liebe zur Wahrheit ist er sein ganzes Leben treu geblieben, so als Mensch, wie später als Künstler und Schriftsteller: nie war in ihm etwas Gefünsteltes, etwas Erborgtes oder Gemachtes. —

Folgte er nun so dem Beispiele seiner Väter und Verwandten, so lag dagegen der Sinn für den Handel nicht in ihm. Der liebe Gott hat das so gefügt, daß der eine zu dem, der andere zu jenem Lust und Neigung verspürt, und das ist auch recht gut; denn wenn alle Menschen ein und dasselbe werden und treiben wollten, da würde die ganze Welt sehr einseitig werden, und einer dem andern in den Weg treten. Deshalb halten vernünftige Eltern ihre Kinder auch nicht ab, sich dem zu widmen, wozu sie einen wirklichen Beruf haben, wenn es nur etwas Tüchtiges ist, und sie erst etwas Rechtes lernen, was zu allen Dingen nöthig ist. Unser Robert sollte nun anfänglich studieren, und besuchte auch fortwährend fleißig die Schule, bis er den Gymnasialunterricht beendigt, und das Zeugniß der Reife für die Universität erlangt hatte. Immer mehr aber war in ihm die Lust und Liebe zum Zeichnen und Malen hervorgetreten, und schon seit Jahr und Tag hatte er bei sich beschlossen, ein Maler zu werden. Das war nun in Danzig damals etwas sehr Ungewöhnliches und seine Verwandten hatten manche Bedenken, da sie wußten, daß ein Künstler, auch wenn er Talent hat, doch nicht so leicht in der Welt zu einer gesicherten Stellung kommt. Da sie aber sahen, wie ernst und überlegt sein Wunsch war, waren sie es zufrieden, und so ging unser Robert, da in Danzig wenig Gelegenheit war, die Grundsätze der Kunst zu erlernen, zwanzig Jahre alt, nach der großen Hauptstadt der Monarchie, Berlin, wo unter vielen andern berühmten Künstlern, auch der noch lebende treffliche Maler *Vegas*

eine Schule für junge Maler errichtet hatte, in die er eintrat. Hier fand er nun manche andere junge Männer, die, wie er, fleißig und eifrig strebten, tüchtige Künstler zu werden.

Aber auch noch für eine andere schöne Gabe, die der gütige Schöpfer in ihn gelegt, fand er hier Entwicklung und Ermunterung: das war die Gabe der Dichtkunst. Seht, liebe Kinder, Verse zu machen, das kann mancher lernen, der seine deutsche Sprache gründlich kennt. Aber die Gabe der Dichtkunst ist noch etwas anderes, was sich nicht beschreiben und noch weniger lernen läßt, weil es der Himmel unmittelbar in die Brust des Menschen gepflanzt haben muß. Zu einer guten Dichtung müssen sich alle Strahlen der geistigen Thätigkeit des Menschen vereint haben, um wie aus einem Brennspiegel zurück zu strahlen. Des Dichters lebhaftere Einbildungskraft nimmt die sichtbaren Eindrücke in sich auf, und läßt sie in Gedanken, Gefühlen und Bildern verklärt aus sich hervorgehen: so heißt es denn mit Recht: Der Dichter wird nicht gemacht, er wird geboren. Und ein solcher geborener Dichter war Robert Reinick. Wenn er hinaustrat in Garten und Feld und den blühenden Obstbaum und auf glitzernden Thautropfen den goldnen Sonnenschein sah, und über den Blumen die summenden Käfer und die bunten Schmetterlinge, da regte sich in ihm die reinste Freude an der Schönheit der Natur: sie sprach zu ihm, als ob er die Unterhaltung der Thierchen und das Geplauder der Blumen verstünde, und das Alles gestaltete sich zu Liedern, die wieder ähnliche Empfindungen in Anderen wachriefen, die sie lasen und sangen, und das geschah oft, wenn er sich Abends in der Feierstunde nach vollbrachtem Tagewerk mit seinen Freunden im Freien erging.

Einen großen Einfluß übte in dieser Hinsicht auf ihn die Freundschaft eines, mit ihm von gleichem Streben erfüllten Genossen, des sowohl als Dichter wie als Kunstschriftsteller rühmlich bekannt gewordenen Fr. Kugler, so wie die Verbindung mit einem älteren Manne, dessen würdige Erscheinung er auch in einem wohlgetroffenen Bildnisse darzustellen die Freude hatte. Das war der berühmte Dichter Adelbert v. Chamisso: dieser war es auch, der ihn zuerst als Dichter beim deutschen Volke einführte\*), und dessen Umgang entscheidend auf seine Geistesrichtung einwirken mußte\*\*). So vergingen sechs Jahre, während deren er manche Reisen, nach Nürnberg zur Grundsteinlegung des dem alten deutschen Meister Albrecht Dürer geweihten Denkmals, nach München, nach dem Harz, wo er seine ersten Studien nach der Natur malte, nach der Heimath u. s. w. machte. Inzwischen war eine neue Kunstschule in der Stadt Düsseldorf am Rhein durch den Meister Wilhelm Schadow gegründet, und schon waren mehrere seiner Freunde dorthin gegangen, und andere beschloßen daselbe. Dazu entschloß sich nun auch Reinick, dem es doch nicht so recht wohl wurde in der großen Stadt, wo man weit und breit nur reihenweise gepflanzte Bäume und keine Berge und blauen Fernen sah.

Es war im Oktober 1831 wo er nach Düsseldorf kam, und von dem Meister und den alten Freunden hochwillkommen geheißen wurde. Auch viel neue Freunde schlossen sich an ihn mit Liebe an, unter denen auch der Schreiber dieses Aufsatzes, der kurz nachher ebenfalls in Schadow's Schule eintrat. Rüstig ging Reinick nun an die Arbeit, die indeß bald durch seine schon damals, ja seit seiner Kindheit schwankende Gesundheit gehemmt wurde. Ein böses kaltes Fieber, an dem er im folgenden Frühling litt, nöthigte ihn, in ein stilles sonniges Thal zu reisen, das Thal der Ahr, wo er mehrere

\*) Chamisso's *Musen Almanach* auf 1833 ff. derselbe Jahrgang enthält C.'s Bild nach R.'s Gemälde.

\*\*\*) Näheres über diesen merkwürdigen Mann u. seine Schriften werdet ihr in späteren Jahren wohl hören. Franzose von Geburt war er noch in jungen Jahren durch die Stürme der Revolution aus seinem Vaterlande vertrieben und in Deutschland zum Deutschen geworden. Aus Eifer für die Wissenschaften u. besonders die Pflanzenkunde, schloß er sich dem Weltumsegler Otto v. Kockebue auf dessen großer Entdeckungsexpedition an. Nach dreijähriger Reise zurückgekehrt, lebte er in Berlin als Inspector des botanischen Gartens den Wissenschaften und der Dichtkunst.

Monate zubrachte, und, indeß seine künstlerische Arbeit feiern mußte, allerliebste kleine Lieder machte. Endlich wurde es so weit besser, daß er doch wieder nach Düsseldorf zurück konnte, wo er schon ein Bild angefangen hatte, dessen Gegenstand er selbst so beschreibt:

Das Bild, das ich daheim so froh begonnen,  
Der heil'gen Sage hab' ich es entwandt;  
Wie Jakob seine Rahel hat gewonnen  
Im stillen Thal, an eines Wassers Rand.  
Schon trinkt die Heerde aus dem offnen Broomen,  
Und Rahel faßt des Knaben liebe Hand,  
Dem alten Vater führt sie ihn entgegen,  
Der ihn begrüßt mit seinem besten Segen.<sup>\*)</sup>

Es war ein schönes Leben damals in Düsseldorf, und alle die dort gelebt in dem Kreise junger Maler, die sich um den von allen geliebten und verehrten Lehrer geschaart, denken noch mit Freude daran zurück. Unter der Oberleitung des Direktors steht die ganze Kunstlehranstalt oder Akademie: in großen Sälen zeichnen und malen die Jüngeren unter der Aufsicht besonderer Lehrer, die Aelteren aber saßen zu zwei und drei zusammen in hellen Zimmern, Ateliers genannt, und arbeiteten an eigenen Bildern, und fast täglich kam der gute Meister Schadow zu Jedem und sah nach, was er gearbeitet, lobte, tadelte, besserte, wie es ihm eben nöthig schien. Und Abends, da ging er mit seinen älteren Schülern, die bald auch seine Freunde wurden, wie sie es unter einander in Eintracht und Liebe waren, hinaus ins Feld: da wurde Sommers in einem kleinen Garten geseßen, oder zur Erheiterung und Bewegung Regel geschoben, oder man ging noch weiter hinaus auf einen waldigen Hügel, von dessen Spitze man die Stadt und Gegend mit dem breiten Rheinstrom und bis in blauer Ferne die Gipfel des Siebengebirges hinter Bonn und die Thürme der ehrwürdigen Stadt Köln erblickte. Sonntags wurde oft auch zu einem drei Stunden entfernten lieblichen Thale gegangen, von dessen Felsen muntere Lieder in das Thal hinabtönten. Im Herbst aber, wo die Akademie ihre Ferien hatte, machte man weitere Ausflüge nach den schönen Gegenden am Rhein hinauf. Da sind wir oft zusammen gewesen, haben alte Ritterburgen bestiegen und im Nachen den schönen Strom befahren.

Wisweilen wurden auch größere Feste gegeben, wo alle diese jungen Künstler mitwirkten, wenn es galt, einen besonders feierlichen Tag, oder den Besuch eines hohen Beschützers der Kunst auszuzeichnen. Da aber war Reinick erst recht unentbehrlich. Schon in Berlin hatte man bei solchen Gelegenheiten seinen Geschmack, alles passend, heiter und anmuthig anzuordnen, kennen gelernt, wobei ihm seine Gabe der Dichtung zur Seite stand, die den Ausdruck für jede frohe Stimmung zu finden und zu veredeln wußte; diese frohen Scherze waren aber stets nur eine Erholung nach reger Thätigkeit, und gaben wieder zu neuer Arbeit Lust und Muth. Und so muß es sein: denn das Vergnügen soll nie Zweck unseres Lebens werden, aber wenn es mäßig als Ruhe nach vollbrachter Arbeit genossen wird, da stärkt es zu neuer Arbeit, und hilft so die ernstern Zwecke fördern.

Dazwischen hatte Reinick ein neues anmuthiges Bild angefangen, aber auch wieder viele schöne Gedichte gemacht, und seine Freunde drangen nun lebhaft in ihn, diese zu ihrer aller Freude einmal gesammelt herauszugeben, erboten sich auch, ein Jeder zu einem dieser Gedichte eine schöne Zeichnung zu machen. Da ging es nun von allen Seiten mit Lust ans Werk, und das um so mehr, weil Jeder eiferte, dem von allen geliebten Reinick seine Freundschaft zu beweisen. So kam denn ein

\*) Gedichte, 1. Aufl. S. 207.

Büchlein zu Stande, das allen, die es sahen zu Lust und Freude war, und von dem man schwer sagen konnte, was anmuthiger und schöner, die herrlichen Gedichte, oder die Bilder, wovon der Dichter selbst das erste gemacht hatte.

Als er nun damit fertig war, es war im Jahr 1838, beschloß er nach dem schönen Lande zu gehen, wo sich einst ein stolzes Weltreich durch erbliche Kraft und Tapferkeit aus kleinen Anfängen erbaute, wo dann das Christenthum zuerst zu allgemeiner Anerkennung kam, wohin es schon Deutschlands Kaiser seit dem großen Karl zog, und nun jährlich Schaaren von Freunden der Kunst und Natur wandern, welches aber vor Allen Künstler und Dichter als ihr Heimathland betrachteten, weil dort seit Jahrtausenden die herrlichsten Denkmäler der Kunst geschaffen wurden, während ein milder Himmel und fast ununterbrochener Sonnenschein über den wunderbarsten Landschaften leuchtet — nach Italien.

Und dort in der großen Weltstadt Rom, wo ich schon seit achtzehn Monaten weilte, feierten wir ein frohes Wiedersehen, und doppelt entzückten mich nun ihre Wunder, weil ich den lieben Freund zu ihnen führen konnte. Hatten wir in der Stadt uns an Bildern, Statuen und Ruinen satt gesehen, so ging's zum Thore hinaus in die Campagna zu Fernsichten, Villen und Trümmern und waren wir müde, setzten wir uns im Schatten einer Weinlaube vor eine einsame Osteria (Schenke) zu einem Trunk kühlen Weines, gewöhnlich zu drei und mehreren: denn noch einige Freunde des Düseldorfer Vereines waren zu uns gestoßen, auch ein zu früh gestorbener talentvoller Dichter, Franz v. Gaudy. Und wie ging Roberts Dichter- und Künstlerherz auf unter diesen Meisterwerken, diesen großen Erinnerungen, in dieser herrlichen Natur — auf den schattigen Hügeln des Albanergebirges und im malerisch an's Sabinergebirge gelehnnten Dlevano — wie viel treffliche Landschaftsstudien, charakteristische Köpfe und Figuren in den malerischen Trachten des römischen Landvolks hat er nicht dort entworfen! —

Und auch dort wurde seine gesellige Liebenswürdigkeit, sein milder Sinn, der alles, was sonst in vielen Richtungen aus einander fiel, zum gemeinsamen Frohsinn zu vereinen wußte, bald erkannt und in Anspruch genommen. Die Vereinigung der deutschen Künstler in Rom, die eine ansehnliche Schaar von nahe bei zweihundert zu bilden pflegen, wählten ihn zu ihrem Präsidenten, als welcher er die geselligen Zusammenkünfte ordnen und ihnen vorstehen mußte. Da ist nun hauptsächlich eine doppelte sehr hübsche Sitte von Alters her eingeführt.

Eine kleine Stunde vor dem nördlichen Thore der herrlichen Stadt Rom überschreitet man den Tiberfluß auf einer noch aus der Römerzeit herrührenden Brücke. Dort erwarteten seit alter Zeit die römischen Deutschen die Ankunft neuer Zugügler, wenn solche ihnen angekündigt war, um sie bei einem Trunk duftigen süßen Weines vom Albanergebirge oder Dvieto willkommen zu heißen und in die ewige Stadt feierlich einzuführen:

Hoch über der Tiber Wogen  
Schwingt eine Brücke sich hin,  
Wer dort herüber gezogen,  
Wohl preiset man glücklich ihn.

Da steigt vor den trunkenen Blicken  
Zum Himmel Sanft Peters Dom;  
Wie heißet die Brücke der Brücken,  
Die dich führt zu dem ewigen Rom?

„Pontemolle, Pontemolle  
Heißt der schöne Zauberbogen!  
Allen, die herüberzogen,  
Schwingt das Glas, das schäumend velle!“<sup>\*)</sup>

\*) Gedichte, 1. Aufl. S. 308, 2. Aufl. S. 312.

Da nun aber selten Tag und Stunde bekannt waren, welche in immer größerer Anzahl neue Bürger des Künstlerstaates zuführen sollten, auch nicht immer Wetter und Jahreszeit den Zug ins Freie begünstigten, läßt man jetzt die Neulinge still und ruhig einziehen. Dann melden sie sich dem Präsidenten, und dieser bestimmt und verkündigt einen Abend für ihre feierliche Aufnahme in den deutschen Künstlerkreis, die man noch immer den Uebergang über den Pontemolle nennt. Da sättigt sich nun zuerst jeder nach Belieben; für den Trunk aber hat der neue Ankömmling allein zu sorgen. Dieser wird nun förmlich hereingeführt und vom Präsidenten unter mancherlei scherzhaften Ceremonien ihm das Ordenszeichen der Mitgliedschaft, ein römischer Dreier (bajocco) am blauen Bande angeheftet. Dann klingen die Gläser auf seine Gesundheit, und bis in die späten Abendstunden wird gesungen, gejubelt und getrunken. Auf die Wahl eines tauglichen Präsidenten, der durch immer neue Laune dem alten Scherze stets neue Würze zu geben weiß, kommt dabei das meiste an.

Noch wichtiger ist sein Amt bei dem zweiten alljährlich nur einmal wiederkehrenden Feste: das ist die wunderfame Cervarofahrt, die allen die sie auch nur einmal mitgemacht, zeitlebens als ein glänzender Punkt ihres Aufenthalts in der Wunderstadt Rom vor Augen steht, weil sie sich eben mit nichts Anderem vergleichen läßt; und in dieser Weise auch nirgends als in Rom möglich ist, wo die Schranken der Heimath gefallen sind und Oestreicher, Preuße, Schwabe und Sachse sich in dem gemeinsamen Namen: „Deutsche“ vereint fühlen.

Es ist der erste Mai. In unserm deutschen Norden haben um diese Zeit die Bäume oft noch kaum zu grünen begonnen, und nicht selten weht ein schneidender Wind, und das Feuer brennt noch im Ofen. Unter dem schönen Himmel der Römischen Campagna grünt und blüht um diese Zeit schon alles, und eine oft schon etwas zu warme Sonne scheint vom reinsten Blau des Aethers. Die meisten Künstler haben sich schon zu ihren Sommerstudien in den Gebirgsgegenden, oder zur Reise nach Neapel gerüstet und warten nur die Cervarofahrt ab. Früh mit Anbruch des Tages versammelt sich alles auf einem Plage nahe dem südöstlichen Thore der Stadt, porta maggiore genannt. Eine Menge Pferde und Esel stehen bereit und werden unter diejenigen verlost, die es nicht vorziehen als Infanteristen zu marschiren. Ist alles beisammen und das bunte Gewirr geordnet, so geht es hinaus in die weite hügelige Ebene, deren Linie von keinem Baume, nur hie und da von einzelnen Ruinen altrömischer Gebäude unterbrochen, oder von den langen Zügen der Wasserleitungen durchschnitten ist.



*Campagna di Roma.*

„Welch Gewühl auf Roma's Hügeln,  
Welch Getös' am Viminal?  
Esel wiehern dort im Chöre  
Und es rasseln durch die Thore  
Küchenwagen ohne Zahl.“<sup>\*)</sup>

Bei einer Ruine, torre de' schiavi genannt, wird Halt gemacht und jeder bringt seinen Anzug in Ordnung. Bis jetzt zog man in gewöhnlicher Tracht. Wie nun aber alles aus den Gewölben und hinter den Mauern des alten Thurmes wieder hervorsteigt, hat sich die Scene verwandelt, und es ist die bunteste Maskerade beim hellen Sonnenlichte worden. Da sieht man deutsche Ritter und afrikanische Beduinen, Künstler wie sie vor 300 Jahren gingen, neapolitanische Fischer, Bauerfrauen in der prächtigen Tracht von Albano mit Schnur- und Knebelbart, und englische Miß in langem Reitkleide mit Hut und Schleier. Auch eine Gensdarmarie zur Erhaltung der Ordnung fehlt nicht mit pappendekeln Dreimastern, und Kellner oder Ganymede schenken den durstigen Gesellen Wein aus den auf mehreren Karren mitgeführten Fässern und Brod und Fleisch zum Frühstück. Vor allen aber ist es der Präsident, der die Blicke aller auf sich zieht. In einem flatternden Mantel, in sammt-nem Wams, Federn auf dem Baret, einen Scepter in der Hand, steht er hoch auf einem von zwei weißgelben Ochsen mit vergoldeten Hörnern gezogenen Wagen und hält Musterung über die Schaaren, die im buntesten Puz mit fliegenden Fahnen zu Fuße, zu Rosß, zu Esel, zu Maulthier und Wagen vor ihm defiliren.



„Achtung! Front und präsentiret!  
Schmette du Trompete drein! —  
Sah man je in Purpurfalten  
Wohl erhabnere Gestalten  
Als den Präsidenten? — Nein!

Und mit kühnen Adlerblicken  
Mustert er sein stolzes Heer,  
Adjutanten rasselnd fliegen,  
Banner sich in Lüften wiegen,  
Die Cohorten ziehn daher!“<sup>\*\*)</sup>

Weiter geht es dann in dem sonnigen Morgen. Gegen zwei Stunden vom Thor erreicht man die al cervaro genannten ehemaligen Steinbrüche, weite, von einzelnen riesigen Pfeilern gestützte Höhlen, von den Seiten dem Tageslicht geöffnet, die willkommenen Schutz, so gegen die Strahlen der Mittagssonne, wie gegen plötzliche Gewitterregen bieten. Dort unter den sonst das ganze Jahr öden, verlassenen Gewölben, entwickelt sich nun ein lustiges tolles Leben: da werden Weinfässer

\*) Gedichte, 1. Aufl. S. 318. 319.

\*\*) Ebendasselbst.

hinuntergewälzt, und auf steinerne Unterlagen gelegt, dort ganze Schinken und Kälberviertel zerlegt und in großen Mulden Eier, Eßig und Del zum Salate gerührt; die Architekten bauen aus losen Steinen und Felsstrümmern Tische und Bänke: hoch hinter dem mit Lorbeeren umlaubten Sitze des Präsidenten werden die Fahnen und Sinnbilder aufgespizt. Einige sammeln Reisig, um am lodernnden Feuer Kaffee zu kochen; andere tummeln derweil auf dem Rasen vor der Schlucht ihre langohrigen Kasse, während Schaaren von Fremden, Engländern zumal, wie sie sich immer in Rom aufhalten, vermischt mit zerlumpten Bettelungen und in Schaafspelze gehüllten Campagna-Hirten von der Höhe ins Thal herabschauen.

Auch nach dem Mittagmahl werden diese Spiele fortgesetzt, bis spät am Abend der lang Zug sich durch die frühlinggrüne Ebene müde nach der Stadt zurückzieht. — Dede und leer stehen wieder die riesigen Höhlen, verlassen die steinernen Tische und Bänke bis ein neuer Frühling sie wieder belebt. Kinder, kommt ihr in euerm Leben einmal nach Rom, so versäumt es nicht, diese Cervarofahrt, wenn sie dann, wie ich hoffe, noch besteht, mitzumachen: als Deutsche werdet ihr gern zugelassen werden. Da werdet ihr unter den Namen derer, welche vor und nach dabei präsidirt, auch den unsers Reinick mit der Bezeichnung der XXVII Olympiade (1841) in den Felsenpfeiler gehauen finden.

Noch eine Geschichte, die euch zu hören Freude machen wird!

In Italien ist seit Jahrhunderten fast keine andere Art zu reisen üblich, als mit Lohnkutschern, und diese Einrichtung hat sich dort, wie nirgends, ausgebildet. Sie paßt auch eigentlich am besten für das herrliche Land, das fast auf jedem Schritte Schönes und Merkwürdiges bietet. Anders wird es werden, wenn auch dort der Eisengürtel der Neuzeit die Länder umschnürt und das schnaubende Feuerroß von Städten zu Städten fliegt. Dann wird auch der italienische Betturino, wie der deutsche Schwager Postillon ins Reich der Sage schwinden.

Damals nun war der Betturino noch der wohlbekannte geliebte und gefürchtete Diener und Gebieter aller reisenden Künstler, denen bekanntlich in der Regel keines Lords Beutel zur Hand ist, um Extraposten zu bezahlen. Man findet diese Leute in jeder Stadt zu Duzenden auf allen Plätzen. Für den Fremden haben sie, wie alle Italiener, eine feine Nase: sie umringen ihn sofort, fordern unverschämt, lassen aber allmählig nach und endlich kommt man mit Ruhe und Geduld zurecht. Es wird ein ordentlicher Vertrag gemacht, für so und so viel verspricht der Kutscher dich in bestimmter Zeit an den verlangten Ort zu bringen, wobei er nur kleine Tagereisen macht, man also zum Besehen Zeit behält; dazu besorgt er gewöhnlich auch die Hauptmahlzeit und das Nachtquartier, damit man sich nicht jeden lieben Morgen mit Wirthen und Kellnern herum zu zanken hat.

Begleiten wir nun unsern Freund auf solcher Reise, die er in Begleitung zweier andern deutschen Künstler nach Neapel macht. Außer ihnen haben noch ein ällicher Franzose mit seiner Schwester, ein lustiger etwas eitler junger Venezianer und eine römische Kammerfrau Plätze im Wagen gemiethet, indeß die drei Künstler es vorzogen, sich auf die Außenplätze in das sogenannte Cabriolet zu setzen. So ging es denn, nachdem Kisten und Koffer aufgeschnallt waren nach Süden hinaus in die sonnige Campagna. Ich wollte, ich könnte euch diesen Weg recht deutlich beschreiben, der zu den interessantesten in Europa gehört. Die ersten drei Meilen fährt man in der Ebne, immer das schöngeformte Albanergebirge vor sich. Das ganze mäßig hohe Gebirge, dessen westlichen Abhang man dann sachte hinaufsteigt, ist ein reizender Lustgarten mit waldigen Höhen, schroffen Felsen, spiegelnden Seen, mit schattigen Laubhängen uralter Kastanien, Nußbäumen und immergrünen Eichen, mit reicher Fernsicht und malerisch gelegenen Städtchen und prächtig gekleideten freundlichen Bewohnern darin. Anders, wenn man die Flecken Albano, Ariccia und Genzano passirt hat, und

über Veletri südlich herabsteigt. Da kommt man an eine, rechts vom Meere, links vom steilen Volstergebirge eingefasste, mehrere Meilen lange Ebene voll Moräste und träge stochenden Wassers. Das sind die wegen ihrer bösen Luft nicht weniger als wegen ihrer Unsicherheit vor schlechtem Gesindel berühmten Pontinischen Sümpfe. Man übernachtet an ihrem Rande in Cisterna und



eilt andern Morgens, so schnell man kann, auf der schönen Straße, der alten via Appia hindurch, und sucht sich des Schlafes zu erwehren, weil dieser gar leicht das Fieber herbeizieht. Halbwilde Büffel liegen im Moraste, so daß sie oft nur mit dem Kopfe heraussehen. Die Gegend ist fast unbewohnt. Nur zur Ernte des stellenweise gepflanzten Kornes und türkischen Weizens oder zur Bewachung einiger Heerden, oder zum Dienst der Posten und in einzelnen elenden Wirthshäusern sieht man hie und da eine fieberbleiche Gestalt. Am Ende der Sümpfe, wo von links das Volstergewirg quer vor den Weg rückend, nur noch eine schmale Durchfahrt zwischen Fels und Meer läßt, während rechts das schön gestaltete Vorgebirge der Circe einzeln, wie eine Insel ins Meer vorspringt liegt das zweite Nachtquartier, das Städtchen Terracina so reizend mit römischen und mittelalterlich Ruinen und einigen prächtigen Palmen, daß ich mir's nicht versagen kann es euch abzubilden.



Dann geht es in bergige Gegenden. Man erreicht das Königreich Neapel. Wunderschön liegt Molo di Gaeta, wo man am dritten Tage Mittagsrast zu halten pflegt. Gegenüber zeigt sich Stadt und Festung Gaeta und ins Meer ragen die Trümmer eines Landhauses des großen römischen Philosophen und Staatsmannes Cicero. Dort badete sich unser Robert mit seinen Freunden lustig in spiegelklarer See.

Man hat euch wohl schon oft von den italienischen Räubern erzählt. Manche denken sich, Italien stecke von oben bis unten voll Rinaldo Rinaldini's und Fra Diavolo's mit spitzen, Bändergezierten Hüten, gestickten Sammtjacken, Messer und Pistolen im Gürtel, Sandalen an den Füßen



und Büchsen in der Hand. Dabei ihre Frauen nicht minder prächtig aufgeputzt. Andere lachen darüber und schelten das Alles dummes Zeug, weil Jahre vergehen, ohne daß man von einem Anfälle hört, und Tausende durch das Land reisen, die wohl von prellenden Birthen und beißenden Flöhen aber nicht von Räubern belästigt worden sind. Die Wahrheit liegt in der Mitte: es ist etwas an der Sache, wie ihr gleich hören sollt.

Man hatte an diesem Tage in St. Agata übernachtet, und war am andern Morgen, eines Sonntags früh, wo die Leute überall in der Kirche oder zu Hause und die Straße wie verödet schien, nur noch ein paar Stunden von Capua. Eben fuhr man über eine kleine Brücke. Da steht ein älterer Mann, in blauer Leinwandjacke, eine Büchse in der Hand; die Kyparde an seinem Hute bezeichnen ihn als Wächter — urbano — wie sie zur Sicherheit der Wege von den Dorfgemeinden gestellt

werden. Ruhig ließ er den Wagen an sich vorbei. Kaum aber ist dieser mitten auf der Brücke, so springen von vorn zwei wilde Kerle hinter dem Brückenpfeiler hervor, legen die Büchsen auf die Reisenden im Cabriolet an, und brüllen: „Geld! Wollt ihr, oder nicht? — Herunter! Gesicht auf die Erde!“ Der Kutscher, ein verdächtiger Kerl, von dem, wenn er nicht gar mit den Räubern unter einer Decke steckte, wenigstens keine Hülfe zu erwarten war, duckt sich, damit der Schuß, wenn es losginge, ihn nicht trifft, aufs Pferd, läßt sich dann sacht herunter gleiten, kriecht unter den Wagen, und legt sich da platt auf die Erde. Was sollten unsere unbewaffneten Reisenden thun, die dicht vor sich die zwei schwarzen Büchsenläufe auf sich gerichtet sahen? Es blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Kaum hatte noch der Venezianer, der alle Finger voll Ringe und alle Taschen voll Goldstücke hatte, Zeit seine Börse der Französin zu geben, die sie in ihren Kleidern verbarg. Da hielt der Alte von hinterwärts auch seine Büchse in den Kutschenschlag hinein, und nöthigte die drinnen, gleichfalls auszustiegen.

Nun sprang der eine von vorn, ein verzweifelter Kerl, wüthend auf die Reisenden zu und forderte das Geld, während der andere, eine kräftige untersekte Figur, trotzig und bestimmt, vom entschlossensten Ausdruck, mit angelegtem Gewehr vor den Pferden stehen blieb. Dieser wurde von den andern Caporale — Hauptmann — genannt.

Zum Glück für unsere drei Künstler hatten sie aus Vorsicht die schlechtesten Kleider mitgenommen, auch nur wenig baar Geld eingesteckt, jeder zwischen fünf und zehn harte Thaler (Scudi.) Dem Einen aber wurde sogleich die goldene Uhr aus der Tasche gerissen, und nun mußten sie sich, Jeder auf einer andern Seite, zur Erde werfen. Da lagen sie nun, Männer und Frauen, rings im Kreise um den Wagen herum, und machten natürlich keine fröhlichen Gesichter. Der Venezianer zumal ächzte und weinte fast wie ein Kind, und die Frauenzimmer waren wachsbleich vor Angst, während unsern Deutschen die Sache so neu war, daß sie nicht eigentlich zum Fürchten kommen konnten. Jetzt erst verließ der Caporale seinen Platz. Ein Karren mit drei Bauern war zufällig hinter der Kutsche gefahren. Diese hatten auch halten müssen, und mußten nun helfen, die Koffer abzuschneiden, als ob sie auch zu den Räubern gehörten, was sich auch die Reisenden anfangs dachten. Derweil aber kommt von Capua her ein Wagen mit einer Bauernfamilie gefahren. Sogleich springt der Anführer ihm mit angelegtem Gewehr entgegen und befiehlt ihm, umzukehren, was auch geschehen mußte. Jetzt wurden den Reisenden die Kofferschlüssel abgefordert, ja sie genöthigt, selbst aufzuschließen, damit es rascher ginge. Die unserer drei deutschen Freunde schienen ihnen aber so wenig zu versprechen, daß sie es nicht der Mühe werth hielten, sie zu öffnen. Desto mehr fand sich aus den übrigen einzustecken: so verloren der Venezianer und der Franzose jeder an 500 Scudi Geld und Geldeswerth. Dazwischen wurden immer wieder die Reisenden selbst untersucht. Dennoch gelang es ihnen manches zu verbergen, und als der verzweifelte Bursche die Kleider der Römerin untersuchen wollte, rief ihm der Hauptmann barsch zu: *Rispettate le donne!* (Respekt vor den Frauen!) Einem unserer Freunde gelang es heimlich seinen Siegelring abzuziehen und in der Faust zu verbergen. Der andere, der ohnehin eine geschwollene Wacke hatte, steckte den seinigen gar in den Mund, und die Uhr in die hintere Rocktasche. Dieser hatte zudem eine Summe in Gold in die Weste eingenäht. Das wäre ihm aber fast schlecht bekommen; der verzweifelte Räuber, dessen Wuth und Habgucht sich immer mehr, wie zum Wahnsinn steigerte, und der bald zu den Koffern, bald von einem der Reisenden zum andern rannte, untersuchte ihn wieder, und fühlte etwas Hartes: Zornig fragt er: „Was ist das?“ Der Gefragte hatte die Besonnenheit, indem er die Weste aufriß, ein anderes Päckchen aus der Tasche zu nehmen, und hielt es ihm hin. In der Hoffnung, etwas recht Kostbares zu finden, reißt der Kerl es ihm aus der Hand, und findet ein Schächtelchen Streichschwamm. Wüthend wirft er es zur Erde, und hätte

am Ende weiter untersucht, hätte nicht der Caporale, der eben mit dem Koffer der Römerin beschäftigt war, nach dem Schlüssel gerufen, den jener Räuber bereits mit ihrem Arbeitsbeutel zu sich gesteckt. Da dieser das aber schon wieder vergessen, glaubt er nach dem ängstlichen Hinzeigen der Frau, unser Reiniß habe den Schlüssel. Vergebens wendet dieser alle Taschen um, ihm das Gegentheil zu



beweisen: Der erbitterte Räuber droht, flucht und stößt ihn am Ende mit dem Kolben in den Nacken, bis der Hauptmann sich dazwischen wirft, und ihm die Schlüssel aus dem Beutel zieht. So geht nun die Untersuchung fort. Nach dreiviertel Stunden erst ist man fertig, und die Räuber entfernen sich, indem sie, kaum zwanzig Schritte entfernt, schon über zwei Stöcke des Venezianers in Streit gerathen, und sie hin und herzerren. Endlich verschwinden sie hinter den Weinbergmauern, und die Reisenden wagen es, vorsichtig aufzustehen. Der Kutscher kriecht nun mit wahrer Comödiantenmiene, das Gesicht absichtlich mit weißem Staub eingerieben, unter dem Wagen hervor; die Bauern, die zuvor den Räubern hatten helfen müssen, sind nun mitleidig bemüht, den Reisenden ihre Koffer wieder aufzubinden, und so setzt sich die Kutsche wieder in Bewegung, als wenn nichts geschehen. In Büchschenschußweite sah man wieder einen Kerl mit einer Flinte, der von der Straße ruhig über's Stoppelfeld den Bergen zuschritt. Offenbar hatte er Wache stehen, und die zufällig des Weges kommenden Bauern zurückhalten müssen, damit die Spitzbuben ungestört ihre Arbeit beendigen könnten. Die Frauen waren vor Schreck halb todt. Der Venezianer aber nach seiner Art bald wieder lustig und guter Dinge.

Und ist die Geschichte nun zu Ende? Für unsern Freund und seine Gefährten so ziemlich. In Capua ward Anzeige gemacht, und alles zu Protokoll genommen: es wurden Gensdarmen ausgeschiedt, den ausgeplünderten Reisenden Postpferde nach Neapel gegeben, und weil, wo nichts ist, auch der Kaiser, und selbst ein italienischer Mauthbeamter sein Recht verloren hat, so kamen sie

diesmal ohne Zollvisitation und Trinkgeld bei der Douane vorbei. Später erst erfuhren sie, wie es sich auch hier bestätigte, daß ungerecht Gut schlecht gedeiht. Einer der Spitzbuben ward bereits am selben Tage verhaftet, später auch die andern: viel des Geraubten war wiedererlangt: es den Bestohlenen zurückzustellen, hatte man zu weitläufig befunden. Die Verbrecher sitzen vielleicht noch auf den Galeren. —

\*  
\*  
\*

Auch die schönen Tage in Italien waren vorbei. Schon ein Jahr zuvor hatten wir uns wieder trennen müssen. In Dresden, der schönen Hauptstadt Sachsens hatte ich mich niedergelassen. Für Freund Robert nahm der Aufenthalt in Italien ein trauriges Ende. Wiederkehrende Leiden, zu denen sich noch ein Augenübel gesellte, bewogen ihn, unmittelbar aus Italien nach Gräfenberg in die Wasserheilanstalt zu reisen, wo er ohne wesentliche Besserung fast ein Jahr verweilte, und dann, noch halbkrank, nach seiner Heimath zurückkehrte. Erst die Seebäder von Zoppot bei Danzig schienen ihm wohl zu thun, und einige Zeit genoss er einer besseren Gesundheit.

Wir hatten lange nichts von einander gehört, wie denn das bei langer Trennung nicht selten so geht. Wie überrascht war ich, als Freund Robert einst — es war im October 1843 — gesund und munter in meine Stube trat, doppelt freudig überrascht, als er sich mir als Bräutigam, und seinen Entschluß verkündigte, in Dresden seinen ferneren Aufenthalt mit seiner lieben Frau, einer Landsmännin und nahen Verwandten, zu nehmen. Nun wurde mancherlei überlegt, nach Wohnungen geforscht, und das gute Glück wollte, daß in einem Hause vor dem östlichen Thore der Stadt, wo man einer freien, anmuthigen Aussicht über Felder und Gärten nach den Weingebirgen an der Elbe, und der sogenannten sächsischen Schweiz, so wie nach den Höhen des Elbthales genießt, zwei Familienwohnungen neben einander frei waren, die wir beide ermietheten.

Im Januar des folgenden Jahres zog Reinick bleibend in Dresden ein, wo er noch mehrere Freunde fand, die früher dem Düsseldorfer Künstlerkreise angehört hatten.

Ueber diesen letzten Abschnitt seines Lebens darf ich mich kurz fassen. Er verlebte ihn fast ohne äußere Störungen in friedlicher Stille, aber desto reicher an tiefgefühlten Freuden einer glücklichen Häuslichkeit, reich an Früchten einer ununterbrochenen Thätigkeit. Robert Reinick liebte sein Vaterland treu und wahr und er feierte die Innigkeit deutschen Lebens und die alte Herrlichkeit, Kraft und Größe des deutschen Vaterlandes in begeisterten Liedern. Aber einen Charakter, wie den seinen, milde, versöhnlich, fromm und kindlich, allen Ausschreitungen feind, konnten die Stürme der letzten Zeiten nicht aus seinem Gleise drängen. Er sah die Begebenheiten der Welt in einem verklärten Lichte der Liebe und Poesie.

Bald trieb es ihn wieder an die lange verlassene Staffelei. Ein Andenken sei euch hier die Nachbildung seines letzten Bildes. Ein Pilger ist aus fernen Landen heimgekehrt: müde von langer Wanderung hat er sich auf die Bank im Schatten einer alten Linde vor einer Waldschenke niedergelassen. Mit gespannter und gerührter Aufmerksamkeit hören die Anwesenden, Jäger, Soldaten und Wirth, jeder nach seiner Art, seine Berichte; während ein Paar Kinder, die es nicht erwarten können, bis auch an sie die Reihe kommt, neugierig seine Reisetasche begucken, und allerlei Bilder und fremde Dinge darin finden. Ist es nicht, als ob er es selbst wäre, der gute Onkel Robert, wie er sich am liebsten von euch nennen ließ, wie Kinder und Erwachsene seinen lieblichen Erzählungen, Märchen und Liedern horchen.



Und in der That seine meiste Zeit und größte Liebe widmete er in diesen Jahren euch, liebe Kinder. Zuerst erschien von ihm ein wunderschönes A B C-Buch, das vielen von euch bekannt sein wird: es kam das fast so zu Stande, wie einst seine Liederansammlung in Düsseldorf, nur daß diesmal umgekehrt jeder aus dem Kreise guter Freunde, die sich zur Winterzeit zu wöchentlicher Vereinigung verabredet, einige Bilder zeichnete, und Freund Reinick zu jedem eine hübsche Geschichte oder ein Lied machte. Dann folgte ein niedliches Märchen, die Wurzelprinzessin und eine Sammlung Fabeln und Lieder; seit 1849 aber übernahm er allein mit G. Bürkner die Herausgabe des Jugendkalenders \*).

\*) Es dürfte Manchem lieb sein, hier ein Verzeichniß der von R. Reinick nach und nach im Buchhandel erschienenen Schriften zu finden. Außer den zerstreuten Beiträgen in Musenalmanachen u. s. w. sind es folgende: Liederbuch f. deutsche Künstler. Berl. 1833. Vereinsbuch, herausgegeben von F. Rugler u. R. Reinick. Eine Sammlung die vielfach zu Verbreitung geselligen Frohsinn's in Künstlerkreisen Eingang gefunden. Von R. selbst enthält sie 14 Lieder.

Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. Düsseldorf. 1838. 4. 1. Aufl. im Selbstverlage. 2. bei Buddeus. Den unter gleichem Titel erschienenen Fortsetzungen war R. fremd.

Lieder von R. Reinick, Maler. Berl. Reimarus. 1844. 8.

Lieder von R. Reinick, Maler 2. Aufl. Berl. Ernst u. Kern 1852. Miniaturformat. Sehr streng gesichtet u. vielfach vermehrt, während indeß manche in der 1. Aufl. enthaltene jugendliche Lieder, die des Verf. schärferer Ansicht nicht mehr genügten, hier von Vielen ungern vermist werden dürften.

1847 schrieb R. für den Componisten F. Hiller die Oper Conradin, die in Dresden aufgeführt wurde.

Auch ein Todtentanz. Ein Cyklus Holzschnitte nach A. Reithels Composition mit erklärenden Versen von R. R. Leipzig, 1849. G. Wigand.

J. P. Hebels allemanische Gedichte. In's Hochdeutsche übertr. von R. Reinick mit L. Richter's köstlichen Illustrationen. Leipz. 1851. G. Wigand.

An diesen Arbeiten nun hatte der gute Reinick selbst so recht seine Freude; denn Onkel Robert war ein herzlicher Kinderfreund, und weil ihm der Himmel selbst keine Kinder gegeben, umfaßte er alle guten Kinder mit gleicher Liebe, und dachte unablässig daran, ihnen Freude zu machen. Ihr, die ihr die früheren Jahrgänge des Jugendkalenders besitzet, nehmt sie oft wieder zur Hand: ihr werdet stets neue Freude, neuen Nutzen daraus ziehen. Da ihr indeß nicht alle sie besitzen werdet, kann ich's nicht unterlassen, den Verleger zu bitten, wenigstens ein Gedicht aus dem Jahrgang 1850 nochmal abdrucken zu lassen, weil es so gar schön und tief ergreifend in seinem milden Ernst, seiner schlichten Wahrheit ist. Das ist der „deutsche Rath.“ Kinder, wollt ihr mir einen Gefallen thun, setzt euch in einer freien, stillen Stunde hin, und lernt dies Gedicht auswendig, aber so, daß ihr's nie wieder vergeßt — und sobald in der Folge euch die Versuchung zu irgend einer Lüge, zur kleinsten Unwahrheit kömmt, sprecht still für euch nur einige Verse dieses Gedichts, und ihr werdet die Versuchung überwinden, und es wird euch, wie ein Schutzgeist, durchs Leben geleiten.

### Deutscher Rath.

Vor Allem Gins, mein Kind: Sei treu und wahr,  
Läß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!  
Von Alters her im deutschen Volke war  
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran.  
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.  
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,  
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich Ja und Nein, und dreh und dentele nicht;  
Was du berichtest, sage kurz und schlicht,  
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,  
Dein Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht!

Leicht schleicht die Lüge sich an's Herz heran,  
Zuerst ein Zwerg, ein Riese hinternach,  
Doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,  
Und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!“

Dann wach' und kämpf', es ist ein Feind bereit:

Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.

Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,

Du Deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

Leider verschlimmerte sich Reinick's Gesundheitszustand immer mehr, und weder Aerzte noch Baderkuren mochten ihm mehr helfen. Aber in der Geduld, womit er in stets gleicher Heiterkeit seine oft großen Schmerzen ertrug, gab er Allen, die ihm nahe waren, ein schönes Beispiel: seine ihn über alles liebende Gattin und seine Freunde sahen mit Angst die Fortschritte des Uebels, ohne jedoch sein Ende so nahe zu glauben. Da warf es ihn mit verdoppelten Schmerzen aufs Krankenlager: groß waren seine Leiden, aber der gütige Gott kürzte sie ab. Eine gesprungene Pulsader führte nach zwei Tagen, am 7. Februar 1852 seinen Tod herbei. — Was soll ich Euch noch einmal sagen von der Bestürzung, dem tiefen Schmerze Aller, die ihn persönlich, oder auch nur aus seinen Liedern kannten, welche nun schon von Tausenden gesungen werden? — Wenn ein guter Mensch stirbt, weinen wir, daß die Erde einen Schmuck verloren. —

#### Jugendchriften:

ABC-Buch für große u. kleine Kinder gez. von Dresdener Künstlern mit Erzähl. und Liedern von R. Reinick. Leipz. 1845. 2. Aufl. 1848.

Die Wurzelprinzessin, ein Kindermärchen mit Bildern. Leipz. 1848. G. Wigand.

Lieder und Fabeln f. d. Jugend. Leipz. Ed. Kretschmar 2. Aufl. mit neuen Beiträgen von R. R. und mit Illustrat. Diese 2. ganz umgearbeitete Aufl. ist wesentlich R.'s Werk.

Deutscher Jugendkalender. Leipz. bei G. Wigand. Die Jahrg. 1847 u. 1848 enthalten Beiträge von R. Seit 1849 ist der Text ausschließl. von ihm. Für den Jahrgang 1853 waren die hirt folgenden Ged. so wie das Märchen von den drei Schwestern bereit. Die Erzählung Hans Luthig hat ein dem deutschen Publikum wohl bekannter Freund R.'s nach seinem Plan vollendet.

Kinder, kommt ihr einmal nach Dresden, so vergeßt nicht, nach Besichtigung der Kunstschätze hinaus zu gehen, vor das Thor an der Straße nach Blasewitz, wo ihr rechts das Haus steht, wo Reinick die längste Zeit seines Dresdener Aufenthalts gelebt, und an seinem Grabhügel auf dem schönen Kirchhofe weicht eine dankbare Erinnerung dem Manne, der sein Vaterland und die Menschheit so sehr liebte, und den das Vaterland und die Menschheit nicht vergessen werden.

Es war ein wundervoller Morgen, wie sie dann und wann, aber selten, der Himmel auch in unsere Zone um diese Jahreszeit schickt, als frühe Boten des schönen Lenzes. Noch liegt die Erde kahl und öde: aber milde Lüfte wehen vom wieder offenen Himmel, als wollten sie alle Halme und Knospen eilig und mächtig wachrufen. Da zog ein langer Zug, voran und nachfolgend dem mit schwarzem Bahrtuche bedeckten Wagen, den eine Menge von Palmenzweigen, Sinnbilder des Sieges über Leiden und Tod und der ewigen Herrlichkeit, von grünen Lorbeer- und farbigen Blumenkränzen zum blühenden Bette verwandelt; — feierlich schollen die Klänge eines Trauermarsches und an der Pforte des Friedhofs empfing ein Chorgesang den zur Ruhestatt ziehenden Pilger. Herzliche Worte wurden gesprochen an seinem offenen Grabe, und als Kränze und Zweige mit dem Sande auf seinen Sarg hinabfielen, schmetterte hoch in der blauen Luft die erste frühe Lerche ihr Auferstehungslied.

Theobald v. Cer.

## Die drei Schwestern.

Ein reicher Landmann war gestorben und hatte seinen drei Töchtern Salome, Cordula und Ursula ein hübsches Vermögen, einen schönen Bauernhof und viele Hufen wohlbestelltes Getreideland hinterlassen. Leider waren die drei Schwestern grade das Gegentheil von ihrem braven Vater. Der Mann hatte stets ein offnes fröhliches Gemüth gehabt und war allzeit ein Freund und Wohltäter der Armen gewesen; seine Töchter dagegen waren engherzige, habfüchtige und neidische Geschöpfe, die ihren Mitmenschen weder Freude, noch Wohlstand, noch guten Namen gönnten; aber auch ihrem eigenen Leibe entzogen sie aus schmutzigem Geiz jeden heitern unschuldigen Genuß und bereiteten sich das kümmerlichste Leben.

Von der ganzen Erbschaft, die der Vater ihnen hinterlassen hatte, behielten die Töchter nur Silber und baares Geld um es in ihrem Kasten zu verschließen. Dagegen verkauften sie Haus und Hof und Land und Heerden, legten das dafür gelbste Geld zu ihren andern Schätzen und wählten zu ihrem Aufenthalt einen kleinen engen Schaafstall im Felde, den sie sich nothdürftig zur Wohnung einrichten ließen und zu dessen Wächter sie den alten Kettenhund ihres Vaters mitnahmen.

Schon an dem Anzuge der drei Jungfrauen konnte man ihre Sparsamkeit erkennen, denn ihre Kleider waren abgetragen und vielfach geflickt. Salome die älteste kleidete sich ganz schwarz. Cordula schwarz und grau und Ursula die jüngste, die noch bisweilen sich etwas mehr als die beiden Andern erlaubte, trug zu ihrem schwarzen Kleide doch wenigstens einen weißen Kragen und weiße Manschetten. Freilich war diese Wäsche nicht immer die sauberste zu nennen, denn gute Wäsche braucht Seife, und Seife kostet Geld und das Geld sollte nun doch einmal, wo irgend nur möglich gespart werden.

Fragte man die Schwestern, warum sie sich in so dunkle und trübkelige Farben kleideten, so sagten sie, sie thäten es, weil sie es für sittsamer hielten, wenn Jungfrauen keine prunkenden und